

Praktische Winke

Gaarmittel.

Starkes Ausfallen der Haare oder verzögertes Wachsstum hat meistens seinen Grund in mangelhafter Tätigkeit der Kopfhaut. Der englische Spezialist Dr. Wilson empfiehlt dagegen sanftes Frottieren der Kopfhaut, ohne starke Reizung, und sanftes Einreiben folgender Mischung auf die kahlen Stellen: Kampbor, Salmiac, Chloroform und Aconit, alles zu gleichen Teilen.

Verzögerte Wäsche.

Verzögerte Wäsche wieder weiß zu machen, erreicht man dadurch, daß man sie in saurer geworbene Buttermilch legt, die aber für feine Wäsche nicht zu sauer sein darf. Man läßt größere Wäsche über Nacht und länger darin liegen, feine nur einige Stunden. Abdann wäscht man mit Seife und lauwarmem Wasser und spült in reinem Wasser nach. Zeigt sich nach erstem Versuch nicht der gewünschte Erfolg, so wiederholt man es bei der nächsten Wäsche.

Verzögerte Wäsche oder Härtarbeiten werden durch folgendes Mittel geleicht: 3 Unze bestes Terpentin wird in etwas reinem Spiritus gelöst und so dem letzten Spülwasser zugefügt. Darin läßt man dann die Gegenstände eine Weile liegen, um sie dann aufzuhängen. Der Geruch verflüchtigt in der freien Luft vollständig.

Schweißflecken.

Schweißflecken in Kleidern werden zuerst mit warmem Wasser gewaschen, dann mittels Weinsäure mit Benzol ausgießen. 2. Schweißflecken aus Sammt entfernt man, wenn man den Fleck mit Benzol betupft, recht feine Sand erbt, in ein Beutchen bindet und damit den Sammt sanft nach dem Strich abreibt. — Aus Seidenstoffen entfernt man Schweißflecken, indem man sie mit Spiritus befeuchtet, Weinsäure darauf streut und diese einreibt, bis die Farbe wieder zurückgekehrt ist. Dann reibe man mit einem Spirituslappen nach. — Bei Wolstoffen bestreicht man die Flecken mit einer Lösung von Jinsalz. Schweißflecken lassen sich auch mit einem Teil Salmiacgeist, drei Teilen Alkohol und vier Teilen Schwefeläther (feuergefährlich!) entfernen.

Schnupfen.

Beim Säugling verursacht ein Schnupfen erhebliche Störungen des Allgemeinbefindens, weil bei verstopfter Nase die Nahrungsaufnahme behindert und der Schlaf gestört ist. Der Säugling atmet bestmöglich nur durch die Nase. Ist dieser Weg verlegt, so bekommt das Kind beim Saugen keine Luft und läßt deshalb die Brust oder den Pflöpsen los, bevor es ausreichend getrunken hat. Ebenso wenig kann es richtig schlafen, so lange die Nase zu ist. Um Entzündungen zu verhüten, sollte man das Kindchen mehrmals am Tage nadend auf einer Decke oder einem Bettchen sich ausstrecken lassen; auf diese Weise wird es am sichersten abgekühlt. Bei Säuglingen ist der Schnupfen indes selten eine Folge von Entzündung; meist entsteht er durch Übertragung (Ansteckung). Eine Mutter, die Schnupfen hat, sollte deshalb recht vorsichtig sein, vor allem das Kindchen nicht küssen, es nicht ankußen, nicht zu sich ins Bett nehmen, es viel an die Luft bringen u. s. w.

Stoffe zu säubern.

Zum Waschen seidener und wollener Stoffe und empfindlicher Farben wird empfohlen: Weizenkleie: Auf 1 Gallone Wasser nimmt man 1 Quart Kleie und läßt fünf Minuten lang stehen. Ist das Wasser wieder etwas erkalte, so wäscht man sie in Essigwasser. — Bohnenwasser: 1 Fund weiße Bohnen auf 4 Quart Wasser. Die Bohnen werden getocht bis sie zerfallen und ihr Mehl dem Wasser mitteilen. Was eintöcht, füllt man zu 4 Quart wieder auf, seigt durch und wäscht das Kleid lauwarm darin. — Kartoffelwasser: 2 bis 3 Quart Kartoffeln werden sammt der Schale gerieben, dann gießt man sofort soviel kaltes Wasser darauf, daß es ein ganz dünner Brei wird. Nun gießt man in eine geeignete Wanne lauwarmes Wasser und schüttet die Hälfte der geriebenen Kartoffeln hinein. Darnach wäscht man das Kleid unter besonderer Berücksichtigung der schmutzigsten Stellen tüchtig mit der Kartoffelstrüben durch, aber ganz ohne Seife, und legt die fertig gewaschenen Stücke sofort in kaltes Wasser. Dann wiederholt man das selbe Waschen mit der zweiten Hälfte der geriebenen Kartoffeln, schleudert nun die Wäsche tüchtig aus, damit die Kartoffelstücke abfallen und spült sie dann mehrere Male in viel kaltem, reinem Wasser gehörig aus. Darauf hängt man die Sachen auf die Leine, läßt sie halb trocken, legt sie in trodrene Laten und ringt sie daran vorsichtig aus. Hierzu soll man den Stoff und plättet ihn auf der linken Seite, beides natürlich noch in feuchtem Zustande. Auch kann man etwas reines Kartoffelwasser zurückbehalten für das letzte Spülwasser, es gibt der Wäsche eine direkte Aretur, man braucht dann nicht zu seifen. Seife darf nie an garke Stoffe gerieben werden und ins letzte Wasser muß immer etwas Essig-

Das Deutliche Heim

Strofulöse Kinder.

Der Strofulöse der Kinder wird von seiten der Mütter vielfach nicht die ernste Beachtung geschenkt, die diese Krankheit so außerordentlich erfordert. Handelt es sich doch bei ihr nicht nur um einen vorübergehenden Krankheitszustand, wie manche Mütter meinen, sondern um eine Disposition zur Tuberkulose. Wird sie also nicht in eingehender, entsprechender Weise behandelt und der Körper des Kindes von ihr befreit, so wird die Folge der Vernachlässigung unbedingt in späteren Jahren die Tuberkulose in mehr oder weniger schwerer Form sein.

Strofulöse Kinder sind schwache Kinder. Das Hauptaugenmerk bei ihrer Behandlung muß deshalb in erster Linie auf Kräftigung des gesammten Organismus hingen. Diese wird erreicht durch ausgedehnte Körperpflege und sorgsam zusammengestellte Diät. Die Körperpflege selbst muß in täglichen Abreibungen und öfteren Seebädern bestehen. Die erstere befähigen die Haut zu einer ausgedehnten Ausdünstung, die letztere üben einen sehr wohlthätigen Reiz auf den Körper aus und tragen zu einer Kräftigung bei. Die Diät sollte Fleisch, wenn irgend möglich, ausschließen, dafür kühlende und leicht verdauliche Speisen als da sind: Salate, Milch- und Reispeisen, Möhren, Kartoffeln, Macaroni, Haferpeisen und Obst, vor allen Dingen im geschwächten Zustand, umfassen. Um die Brust zu weiten und Tiefatmung zu ermöglichen, sollten weiter entsprechende Turnübungen ausgeführt werden. Eine ganze Reihe gymnastische Uebungen, speziell die Ausdehnung der Lungen bezweckend, sollte die Mutter derartige Kinder von ihrem Arzt verschreiben lassen, im Notfall gibt auch einschlägige Literatur mit diverser Abbildungen Anleitung zur Ausführung dieser Uebungen.

Schnee als Speise.

Im Lande des Schnees, in Rußland, hat man längst eingesehen, daß man den Schnee, der rein und weiß an einen geschützten Ort fällt, als Speise verwenden kann. Ueberall stehen diese Schneefänger, und die Hausfrau, die eiligst einen Kochschiff servieren muß, hilft sich nicht selten dadurch, daß sie den frisch gefallenen Schnee in Anspruch nimmt. Eingemachte Früchte werden auf eine Schüssel getan, stark geföhrt, da man dies für den Schnee nötig hat, alsdann kommt eine Schneeschicht darüber, und in das blühende Weiß des Schnees kommen wieder Früchte. Erdbeeren, die man auf diese Weise serviert, geben geradezu ein ebenso schönes wie wohlwärmendes Gericht. Man muß darauf achten, daß der Schnee, die Schneepespe, rasch serviert wird, ehe der Schnee noch schmilzt. Die Haltbarkeit dieser Speise kann man verlängern, wenn man den Schnee auf eine Schüssel mit Wasser setzt und dem Wasser vorher etwas Kochsalz zusetzt hat. Auch kann man den Schnee als Beispeise zu einem Ehotoladenpudding verwenden. Man macht auf die gewöhnliche Art, mit Grieß und Milch, den Ehotoladenpudding, nimmt nur ein wenig mehr Ehotolade als gewöhnlich, um die Schwärze des Puddings zu betonen. Die Fläche wird weit ausgebreitet, auf den Rand des Tellers oder der Schüssel kommt der Reuschnee, auf den Pudding selbst bringt man mittels einer Düte, deren unteres Ende offen ist, aus dem weichen Schnee reizende Formen zustande. Eine solche Speise bringt den Eindruck des Halbgefrorenen hervor.

Daumenlutscher.

Der Daumenlutscher ist eine ziemlich alltägliche Erscheinung im Kinderleben. Und diese Gewohnheit hat oft ihren Ursprung in trägen Wärterinnen oder unverständigen Müttern. Diese häßliche Angewohnheit ist nur schwer zu beseitigen. Das Einbinden der Hände in Handschuhe und das Bestreichen mit bitteren Tinkturen ist nur von geringem Erfolge. Besser wird es sein, solche Kinder genau zu beobachten und, sobald sie den Daumen in den Mund stecken, ihre Aufmerksamkeit in unauffälliger Weise auf irgend ein Spiel oder einen Gegenstand, der sie interessieren muß, zu lenken. Sehr oft sehen sich solche Kinder abseits von den anderen und haben keine Lust zu lebhafterm Spiel. Und gerade die Lust hierzu sollte geweckt werden. Ein Kind, das sich tagsüber müde gespielt hat, wird Abends, wenn es zu Bett gebracht ist, sofort einschlafen und das Daumenlutschen vergessen.

Siegellackflecken.

Man betupft die Siegellackflecken mit Spiritus, wiederholt öfters dieses Verfahren, und allmählich schwinben die Flecken, da der Spiritus den Siegellack auflöst. Die trockensten Stellen sind vorsichtig trocken zu reiben und ein wenig zu bürteln, damit keine Krümel entziehen. Dieses Verfahren läßt sich auch auf alle mit Siegellack verunreinigten Kleidungsstücke anwenden und unter entsprechender Vorsicht auch auf polierte Tischplatten, doch muß man nachher mit Wöbepolitur oder einem Gemisch von Spiritus und feinem Del nachreiben.

Ein Held.

Novelle von Selma Lagerlöf.

Die Tür in das Zimmer, wo sie sitzt und ihr krankes Kind pflegt, wird aufgerissen, und eine Stimme, die ganz heiser ist vor Schreden über das Entsetzliche, das sie mitgeteilt hat, ruft zu ihr herein:

„Dein Mann ist wahnsinnig geworden, er hat sich vor die Kanone geworfen, er ist totgeschossen!“

Damit schlägt die Tür wieder zu und der die graufige Reueigkeit gebräut hat, eilt fort. Er will vielleicht nicht bleiben, um die Verzweiflung der Frau nicht sehen zu müssen. Oder auch löst ihn ein Schauder, das anderswo vorgeht, so sehr, daß er sich gerade nur die Zeit genommen hat, mit dieser Nachricht herbeizueilen, und es jetzt nicht erwarten kann, wieder zurückzukommen.

Die Frau zögert auch keinen Augenblick, ihm zu folgen. Sie ruft dem Kinde zu, sich still zu verhalten, bis sie wieder da ist, und eilt auf die Straße, ohne sich auch nur die Zeit zu nehmen, die Türe zu schließen. Sie weiß ganz genau, wohin sie sich zu begeben hat: zu dem großen offenen Platz nächst der Kaserne, wo die Parade stattfinden soll.

Noch gestern Abend ging sie da mit ihrem Mann spazieren. Er hatte ihr die Anordnungen gezeigt.

„Siehst du, dort“, sagte er, — dort ist die Präsidententribüne. Dort soll Carnot morgen sitzen, an seiner Seite unser Bürgermeister und rings herum die Minister und Präfecten und Generale. Und hier gerade gegenüber ist die Tribüne für die Bürger. Hier werden die feinen Familien sitzen, aber dort unten werden sich wohl alle die drängen, die keine Billette bezahlen können. Wenn du abkommen kannst, mußt du dich auch dort aufstellen. Da kannst du das ganze Manöver sehen und die Reden hören. Du kannst du auch mich sehen.“ hatte er scherzhaft hinzugefügt.

„Wo wirst du dich denn aufhalten?“ hatte sie gefragt.

„Wo sollte ich sonst sein als bei meiner lieben Kanone? Siehst du sie nicht? Sie ist gerade unter der Präsidententribüne aufgestellt. Sie soll abgefeuert werden, um unseren Truppen das Zeichen zu geben, daß die Feiertage beginnt.“

„Armer Carnot“, hatte sie da gesagt. „Ihr habt Euch ganz dicht vor ihm aufgestellt. Aber keine Kanone bröht ja entsetzlich. Hast du nicht daran gedacht? Er kann ja taub davon werden.“

„Ah, was das betrifft! Er ist zwar kein Krieger, dieser Carnot, aber ein biederer Kanonendonner muß ein Präsident von Frankreich schon betragen lernen. Aber weißt du, was mir weniger gefällt? Ja, daß die Tribüne mit den Zuschauerplätzen gerade vor meiner Kanone aufgestellt ist. Na, mir geben ja nur blinde Schiffe ab, aber eine Kanone ist doch keine Spielerei. Ich löse nie gerne den Schuß, wenn ihr Schund einer großen Menschenmenge zugehört ist.“

Auf diesem Spaziergange hatte sie sich vorgenommen, auch hinzugehen und sich den ganzen Staat anzusehen, aber heute Morgen hatte es sich gezeigt, daß ihr kleines Söhnchen nicht recht wohl war. Und so war sie gezwungen gewesen, dabeim zu bleiben.

Und jetzt, was ist es, das jetzt geschehen ist? Ihr Mann, der so zu schreiben, so froh, so stolz auf seine Stellung war und seine liebe Kanone! Der sollte wahnsinnig geworden sein? Sich vor die Mündung der Kanone geworfen haben? Aber das ist ja die reine Unmöglichkeit!

Sie merkt auf einem Male, daß sie schreit, während sie läuft. Sie sieht selbst, wie unheimlich sie aussehen muß, wie sie so über die Gasse stürzt. Auf einmal verlangsamt sie den Schritt und fängt an zu gehen. Es ist der Gedanke an ihren Mann, der ihr ihre Selbstbescheidung wiederbringt. Er pflegte sich so oft zu fragen, wie er sich wohl betrogen würde, wenn ihm etwas geschähe, das als fürchtbare Uebertragung über ihn käme.

„Man sollte eigentlich nicht Soldat werden dürfen, ehe man nicht irgend eine Art Probe abgelegt hat“, pflegte er zu sagen. „Sieh mich an! Ich bin nie im Kriege gewesen. Kann ich wissen, wie ich mich benehmen werde, wenn die Angeln laufen? Vielleicht werde ich die Besinnung verlieren. Man kann nie wissen.“

„Gehst nicht. Du wirst bis zuletzt auf deinem Posten ausharren“, hatte sie geantwortet.

„Wir wollen es hoffen. Aber es ist wirklich etwas, was man nicht sicher wissen kann. In solchen Augenblicken ist man nicht Herr über sich selbst. Da ist es etwas anderes, das die Macht an sich reißt und einen führt. Dann kommt es darauf an, ob das, was in einem steht, stark oder schwach ist. Bevor man die Probe nicht bestanden hat, weiß keiner, wie er handeln wird, wenn eine große Gefahr kommt.“

Als sie sich an dies erinnerte, hatte sie sich aufgerichtet und begonnen, gefast weiter zu gehen.

Sie muß laufen, sie muß schreien, sie kann nicht anders.

Der Festplatz ist übrigens nicht weit entfernt. In ein paar Augenblicke ist sie da. Sie sieht die beiden Tribünen. Sie sind vor Menschen, die oben auf den Banken stehen und schreien und gestikulieren. Es ist also etwas geschehen. Es war kein bösser Spasmacher, der sie hergerannt hat.

Sie bleibt nicht stehen, wie am vorhergehenden Abend. Das Feld davor ist leer oder beinahe leer. Mitten auf dem offenen Platz steht eine Schaar Menschen, die sich ganz still verhalten, die nicht schreien, die nicht erschrockene Gebärden machen wie die übrigen.

Sie wird von einem Korbon aufgehalten, aber der Polizist, der da Wache steht, erkennt sie und läßt sie durch.

„Gehen Sie dorthin, da finden Sie ihn!“ sagt er und weist auf die kleine Gruppe mitten auf dem Felde.

Sie nähert sich, noch immer laute Schreie ausstossend. Als sie nur ein paar Schritte entfernt ist, wird einer in dieser dichten Gruppe, die so still und stumm ist, auf sie aufmerksam.

Ein hoher Offizier, der sich knieend über etwas Regungsloses, Unförmliches, das auf dem Boden liegt, gebeugt hat, erhebt sich und geht auf sie zu.

„Warten Sie noch ein wenig“, sagt er. „Gehen Sie noch nicht zu ihm hin! Lassen Sie mich Ihnen erst sagen, was geschehen ist.“

Sie schreit noch immer, und sie versucht, den Offizier fortzubringen, um durchzukommen.

„Warten Sie“, sagt er. Und er umklammert ihren Arm. „Sie dürfen ihn noch nicht sehen. Sie müssen zuerst wissen.“

„Ich weiß, daß er wahnsinnig geworden ist, daß er sich vor die Kanone geworfen hat.“

„Nein“, sagt der Offizier. „Sie wissen gar nichts. Es ist nicht so.“ Seine Art beruhigt sie so weit, daß sie sich still verhalten kann. Sie beginnt, eine leise, schwache Hoffnung zu fassen. Vielleicht lebt der Mann, vielleicht ist er nur verwundet.

„Sie sehen diese Kanone dort“, sagt der Offizier. „Sie wissen, daß Ihr Mann einen Schuß daraus abgeben sollte. Und Sie sehen diese Tribüne, die gerade vor der Kanonenmündung aufgestellt ist.“

„Ich habe das alles schon gestern gesehen, Herr General“, schluchzt die Frau. „Mein Mann hat mit gezeigt, wie alles angeordnet ist. Es war ihm nicht recht, er wollte nicht so viele Menschen vor einer Kanonenmündung haben, wenn es keine Feinde sind, die niedergeschossen werden sollen.“

„Nun wohl“, sagt der Offizier. „Ihr Mann hatte seine Ordre bekommen, und er hatte die Lunte in die Kanone eingeführt. Aber in dem Augenblick, in dem wir alle erwarteten, daß der Schuß abrennt, schreit er auf, streckt die Arme zum Himmel und wirft sich mit einem Sprung vor die Kanonenmündung, so, als wollte er den Schuß hindern, abzugehen. Alle, die es sahen, glaubten, er wäre wahnsinnig geworden. Der Schuß brannte natürlich ab, und Ihr Mann wurde weit über's Feld geschleudert, bis dorthin, wo er jetzt liegt.“

Wieder will sie sich losmachen, um sich durchzubringen, aber der Offizier hält sie zurück.

„Warten Sie“, sagt er. „Sie müssen wissen, was wir fanden, als wir herbeieilten, um seinen Zustand zu untersuchen. Sein ganzer Körper war von einer Masse von Eisendrühten durchbohrt. Sie, als Frau eines Artilleristen, wissen natürlich, was ein Eisendrüht ist?“

„Ja“, antwortete sie.

„Ihr Mann hat einen solchen Eisendrüht benützt, um die Kanone zu reinigen, und aus irgend einer Vergeßlichkeit hat er nicht daran gedacht, ihn wieder herauszunehmen, so daß er sich in der Kanone befand, als der Schuß losging. Ihr Mann hat sich nicht früher erinnert, daß er drinnen war, erst im letzten Moment, als die Lunte schon eingeführt war. Da hat er in einem Augenblick vor sich gesehen — denn denken konnte er ja nicht so rasch —, was geschehen mußte, wenn die fürchtbare Ladung die Tribüne hier vor uns traf. All diese ausbeutungsprengten Stücke Eisendrüht würden ebenso viele Menschen durchbohrt haben, es wäre ein einziges Gewühl von Toten und Sterbenden gewesen. Da ward er von übermenschlichem Mitleid ergriffen und würgte herbei, um die Ladung mit seinem eigenen Leibe aufzunehmen.“

„Ah, mein Gott!“ ruft die Frau und saltet die Hände.

Im selben Augenblick läßt der Offizier ihren Arm los.

„Madame“, sagt er, „ich will Sie jetzt nicht mehr hindern. Ihren Mann zu sehen. Denken Sie nur, wenn Sie diese zerstörten Reste eines Menschen sehen, daß sie das Gebelste umschlossen haben, was in dieser Welt zu finden ist. Es wird Ihnen leichter werden, ihren Anblick zu ertragen, wenn Sie wissen, daß Ihr Mann dies aus eigenem freien Willen gewöhlt hat, um all diese anderen retten zu können. Denken Sie sich ferner, daß wir alle, seine Waffenbrüder, ihn um eine solche Heldentat beneiden. Mitten in der Gefahr, wo es keine Besinnung gibt, wo es sich um Leben und Tod handelt, recht handeln zu können, das ist der Beweis von Größe.“

Am Ramin.

Stizze von Fritz von der Zeeke.

„Wie gemütlich ist es doch bei Ihnen, Frau Agnes!“

Kapitän Helldorf stellt langsam das Teeglas auf das Tischchen vor dem weißen Marmorkamin, lehnt sich behaglich in den tiefen Klubfessel zurück und fährt dann fort:

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, daß Sie mit allem Seebären erlauben, hier hin und wieder ein Stündchen mit Ihnen zu verplaudern. Ja, so richtig zu verplaudern, so ohne allen Zwang, ohne all den lästigen und hohen Formentram. — Ich habe mir nie träumen lassen, daß die Dämmerstunden am Ramin einen solchen Reiz haben können.“

Frau Agnes Niedeck, die Witwe des vor ein paar Jahren mit dem Unto verunglückten Schiffsherrers, lächelt — wie nur sie zu lächeln versteht — zu ihrem Gaste hinüber.

„Ei, ei, Kapitän Helldorf. Wenn das mein Mann noch erlebt hätte! Der würde sich nicht wenig über seinen so schwärmerisch gewordenen Freund gewundert haben.“

„Frau Agnes! Wenn man sich fast dreißig Jahre auf allen Meeren herumgetrieben hat, dann lernt man ein Heim schätzen. Ich meine: ein wirkliches Heim, ein Heim, dem man das Warten einer echten Frauenhand anmerkt.“

Frau Agnes Niederbeck blüht mit ihren dunklen Augen den Kapitän an und nicht leicht, kaum wahrnehmbar mit dem Kopfe. Doch sie antwortet heiß, sondern sieht nur ein Weiches findend in die offene Feuerhelle des Kamins, in der mit leisen, heimeligen Knistern Funken von den Eichenkloben emporsprühen. Dann hebt sie langsam den Kopf. Ein eigener Blick streift das weitergebräunte Gesicht des Mannes.

„Sie sollten heiraten, Kapitän Helldorf!“

„Wie? — Ich heiraten?“

Der Kapitän sieht die Hausfrau an, groß und forschend.

„Ja! Sie sollten es tun.“

Da wehrt er ab, mit erhobenen Händen.

„Und das mit sechsundvierzig!“

„Weshalb nicht?“

„Man würde mich einen Loren heißen, Frau Agnes. Und glauben Sie, daß ich den Leuten Anlaß geben will, über mich zu lächeln?“

„Den möchte ich sehen, Kapitän, der das sagt!“

„Ich meine nicht mir ins Gesicht hinein lachen, sondern so heimlich, so hinterm Rücken.“

„Das würde doch niemand tun, wenn Sie eine zu Frau sich wählen, deren Alter Ihren Jahren angepaßt ist, Kapitän.“

Helldorf schmeigt, leise trommelt er mit den Fingern der Linken auf der farbigen Racheleule der Teetischplatte, während sein Blick wie gebannt auf dem Gesichte der Frau ruht, über das die züngelnden Glut des Kamins einen wechsellöflichen, warmen, rosen Schein werfen.

So reizend hat er sie noch nie gesehen. Es wird ihm ordentlich warm ums Herz. Und wie sonderbar! Jetzt deutet ihm der Gedanke an eine Ehe gar nicht mehr so ungerne an. Verwundert über dieses Gefühl wagt er den Kopf ein paarmal leicht hin und her.

„Sie schütteln den Kopf, Kapitän?“ fragt Frau Agnes lebhaft. „Habe ich denn nicht recht?“

„Auch ja. Es sind nicht leere Worte, die der Kapitän da ausgesprochen hat. Und der große Mann mit den scharfgeschnittenen Zügen und den bligenden und ein wenig herrischen Augen ist für sie kein Dugentmensch. In ihren Augen leuchtet es wie der Widerschein eines leuchtenden Glüdes. Sie fühlt, daß es nur eines taum merkbar Entgegenkommens bedarf, um sich ein Recht auf seine Liebe, seinen Schutz zu sichern. Ihr Herz beginnt stürmisch zu schlagen, und schon schwebt ihr ein aufmunterndes Wort auf der Zunge. Da fällt ihr Blick auf einen Ring, den der Kapitän auf dem linken Ringfinger trägt, und herb schließen sich die Lippen der Frau. Sie weiß aus einer gelegentlichen Aeußerung ihres verstorbenen Gatten, daß dieser Ring das Geschenk der ersten Liebe des Kapitans ist. Und sie müßte kein Weib sein, wenn sich nicht eine leise Eifersucht gegen die andere, die Unbekannte, in ihrem Herzen regen sollte.“

„Wer so treu liebt, wie Sie, Kapitän Helldorf,“ klingt es da ernst und gedankenvoll von ihren Lippen, „der kann leicht auf Freundschaft verzichten.“

Betroffen blüht der Kapitän die Frau an; der Stimmungswechsel ist ihm unerkärllich, dann sieht er auf seine Vinte, auf die der verschleierte Blick der Frau gerichtet ist. Da spiegelt sich auf seinem Gesicht ein Versehen wieder.

„Ach!“ flüstert er da leicht hervor, „die treue Liebe ist längst verflissen.“ Sein Mund verzieht sich. „Aus alter Gewohnheit trug ich ihn.“ Mit einiger Mühe streift er den Ring vom Finger und wirft ihn mit einer kräftigen Armbeugung in das Kaminfeuer.

„Gehen Sie doch, Frau Agnes, wie heiß alte Liebe brennt!“ Spöttlich lächelnd ruft er es aus, während seine fleischsicheren Wände das Gesicht der Frau suchen.

Doch Frau Agnes sieht starr über ihn hinweg. Eine ganze Weile. Ihr Gesicht ist unbeweglich und kühl.

Helldorf steht vor einem Räffel. Unruhig pressen seine Finger das rote Saffianleder auf der Lehne seines Klubsessels. Ein leises Knirschen entsetzt dadurch.

„Herr Helldorf,“ unterbricht Frau Agnes die Stille, „wann geht der „Reptun“ in See?“

In ihrer verschleierten Stimme klingt leise ein weber Ton mit.

Der Kapitän zögert einen Augenblick mit der Antwort. Der Sinn ihrer Frage ist ihm nicht klar. Wünscht sie, daß er sein Schiff nicht mehr fährt?

Doch fest entgegnet er: „Morgen in acht Tagen.“

„Dann werden wir uns wohl vor Ihrer Abfahrt nicht mehr sehen, denn ich reise morgen zu Verwandten nach Thüringen; ein paar Wochen werde ich dort bleiben.“

„Ah, dann will ich nicht länger Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Sie haben gewiß noch einiges für die Reise vorzubereiten.“

Der Kapitän sagt es ihm in geschäftsmäßigen Töne, denn jetzt ist ihm klar, daß er keine Aussicht hat, jemals diese entzückende Frau sein zu nennen.

Sie erheben sich beide fast gleichzeitig.

Helldorf streckt die Rechte hin.

„Geben Sie wohl, Frau — Niedeck.“

„Adieu!“ Die Frau drückt die Hand des Mannes. „Glückliche Fahrt, Kapitän Helldorf, und frohe Heimkehr.“

„Danke, Frau — Agnes! Auf Wiedersehen!“

Helldorf verneigt sich tief und berührt mit den Lippen einen Augenblick die garte Frauenhand. Dann richtet er sich lezergarade auf, löst seine Finger von der Rechten der Frau, noch eine kurze Verbeugung, und nun schreitet er hinaus, selbstbewußt, elastisch.

Frau Agnes Niedeck bleibt eine ganze Weile bewegungslos neben dem Klubfessel stehen. Und sinnend blickt sie auf die Türe, die der Kapitän mit einem festen Druck hinter sich ins Schloß gezogen hat.

Nun nicht sie ein paarmal, wie ihre Gedanken betätigend, mit dem Kopfe, und leise flüstert sie vor sich hin: „Trotz seiner Jahre ein schöner Mann — aber herglos. Herzensstief würde ihn gehindert haben, das Geschenk, das Andenken seiner Jugendgeliebten, auf so lieblose Art von sich zu werfen. Und wer gegen seine Jugendliebe so handelt, der wird ...“

Sie seufzt ein paarmal tief auf. Sie weiß, daß diese gemütlichen Plauderstunden am Ramin nie wiederkehren werden.

Zur Natur zurück.

Peter Rosegger schreibt im Tagebuch des „Hemgartens“: In Wien lebte ein Arzt, viel gesucht und viel beschäftigt, ruhelos, frieblos. Als er fünfzig Jahre alt war, nahm er sich vier Wochen Urlaub und ging nach Tirol ins Hochgebirge. Er kam nicht mehr zurück. In Tirol fand er ein gebornes Bauernmädchen, er kaufte sich eine Landwirtschast, heiratete und lebt seither als Bauer, arbeitet als Bauer, erkennt die Natur als Götter und ist glücklich als ein ganzer Mensch. „Ich habe noch nie einen glücklicheren Menschen gesehen!“ versichert mir ein Freund, der diesen Mann kennt.